

Komödie von Sacher-Masoch „Der Mann ohne Vorurtheil“ gab, weil sie einen Journalisten feiert, den Kaiser Josef preist, liberalen Pfaffen trieft, die Freimaurer verherrlicht und die Jesuiten verhöhnt; das würde ihm die Gunst der Zeitungen bringen und helfen, die öffentliche Meinung zu fälschen. Er verrechnete sich. Es scheint, daß seine Kollegen doch besser sind, als Herr Müller sie schätzt. Sie giengen nicht in die Falle und waren einig, zu erklären, daß es eine Schande ist, ein so unglücklich albernes, fades und schmutziges Stück zu bringen, das auch eine gute Darstellung nicht retten könnte.

Das Theater in der Josefstadt ist an einen neuen Director gekommen und versucht neue Dinge. Es heißt, daß Herr A. Wild das Vaudeville pflegen will, die Gattung des Monsieur Couffiet und des Systeme Ribadier und der Tournee Ernestin, die man sonst hier höchstens der Indie sehen konnte. Also ein Palais Royal für Wien, wie es das Residenztheater des Herrn Lantenburg und das Centraltheater des Herrn Schulz für Berlin sind. Das wäre nützlich, weil diese Gattung, wenn sie glücken und wirken soll, zeigen müßte, was die Wiener Schauspielerei gut brauchen könnte: eine Erneuerung des komischen Stiles. Es ist in ihrem Wesen, eine Darstellung zu fordern, die durch ihre Hast, ihre Laune, ihre Trunkenheit dem Hörer gleich jede Befinnung nimmt, keinen Athem, keinen Gedanken, keine Frage läßt. Die Franzosen nennen es brüler uns pécée: die Schauspieler sollen die Scenen wie Ketten verbrennen, daß es prasselt und knallt. Das fehlte der ersten Vorstellung von Tata Tota, das die Herren Léon und Zell nach dem Französischen des Vilhaid und Barré verfassten, (wo es übrigens bei der Aufführung in den Venus-Plaisirs Operette, nicht wie hier Vaudeville hieß). Sie hatte viel Eifer, Lust und Geschmack, aber ging doch noch gar zu wienerisch behaglich, breit und schwer. Es fehlte der Champagner. Fräulein Dwořak, der Füllhäutling des Deutschen Volkstheaters, spielte den Toto und die Tata. Die muntere und bewegliche Dame scheint hier endlich die Jucht und Schule einer weisen Regie zu finden, die ihre schönen, drastischen, nur ein bißchen unsippen Gaben brauchen. Auch Fräulein Weiß und Frau Pohl-Meiser waren gut. Herr Maran ist ein tüchtiger Komiker der feinsten Mittel, schlicht, mäßig, unwiderstehlich, ein Muster an Natur und Kraft. Das Debut hat ihn gleich in die erste Reihe der Wiener Kunst gestellt. Sein Gebiet scheint enge. Er wird vielleicht nicht vieles spielen dürfen. Aber was er kann, wird er immer als ein Meister spielen. Herr Rauch zeigte den großen Künstler, der Girardi ist: so innig ist dieser Liebling an das Herz der Wiener gewachsen, daß auf sie selbst sein Echo noch wirkt. Herr Rauch quält sich, Girardi in Miene, Ton und Gang zu äffen. Das verblüffte und man klatschte. Doch Herr Rauch würde sich bitter irren, wenn er meint, gefallen zu haben: es hat nur der Girardi gefallen und man wird die Copie bald milde sein, da man doch nur ein paar Schritte weiter zu gehen braucht, um das Original zu sehen. Aber die neue Direction hat, wenn man dieser ersten Vorstellung trauen darf, Mittel und Kräfte genug, daß sie aus Eigenem wirken und so auf unkünstlerische Späße verzichten kann, die in die Provinz gehören. H. B.

Bücher.

Dr. Heinrich Hertner, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe: Die Arbeiterfrage. Berlin, J. Guttentag 1894.

Außer den großen Abhandlungen von Brentano und Schönberg in dem umfangreichen „Handbuch der politischen Öonomie“ hatten wir bis jetzt keine geschlossene Darstellung der Entstehungsgeschichte der Arbeiterfrage, der durch sie beherrschten geistigen Strömungen und der praktischen Ziele, welche durch ihre Anerkennung bedingt werden. Die älteren Schriften ähnlicher Art von Brentano und Lange sind, wenn auch immer noch lesenswert, doch durch die zwischen ihrem Erscheinen und der Gegenwart liegenden Ereignisse überholt, jene Monographien im Handbuche aber sind nicht allgemein zugänglich und von vorneherein auf einen engeren Leserkreis berechnet. Hertners Buch ist daher seinem Objecte und seiner Tendenz nach eine außerordentlich willkommene Erscheinung, die durch die Sachkenntnis, die Darstellungsgabe und die abgetheilten Aufschauungen des Verfassers auch zu einer sehr wertvollen gemacht wird. In drei Theilen behandelt er die sociale Geschichte Frankreichs, Englands und Deutschlands seit hundert Jahren, die sociale Theorie, wie sie sich im Liberalismus und Communismus (Socialismus) entwickelt hat, und die sociale Reform. Die sociale Reform wächst ihm aus der Kritik der großen politischen Hauptströmungen hervor: „Liberalismus und Communismus scheinen uns gleich ungeeignet, die Annäherung an die idealen Ziele der menschlichen Entwicklung zu bewirken. Beide sind in die Welt gekommen, nicht um zu erfüllen, sondern um vorzubereiten. Der Liberalismus hat die Freiheit in zu abstracter, formaler Weise aufgefaßt und über ihn die Ausgleichung der socialen und ökonomischen Verhältnisse vergessen; der Communismus wieder opfert die Freiheit den Idealen der Gleichheit und der ökonomischen Begleichung. Es bleibt den nachfolgenden Capiteln der Nachweis übrig, wie vermöge ersterer socialer Reformen eine nach normalen Begriffen ökonomisch befriedigende Lage der Massen und eine stetig zunehmende Erhöhung der persönlichen Freiheit herbeigeführt werden kann.“ In diesen Capiteln des dritten Theiles werden die einzelnen praktischen Fragen der Zeit auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeiterverhältnisse nach den beiden Hauptrichtungen der Betätigung freier Organisationen und staatlicher wie kommunaler Anstalten untersucht. Es ist nicht meine Absicht, hier eine kritische

Besprechung des Buches vorzunehmen, da sich die vor vollkommenen Übereinstimmung mit Hertners Grundbegriffen in eine Reihe von Einzelörterungen und subjectiven Auseinandersetzungen auflösen müßte, die für die Leser dieser Zeitschrift ohne Interesse sind. Auch in eine detaillirtere Darstellung der Zwecke vermag ich nicht einzugehen. Bei dem Reichthum an Gedanken, die das Buch enthält, würde man durch Hervorhebung von Einzelheiten nicht berücksichtigten Theilen Unrecht thun und dabei noch die schöne Form zerbrechen müssen, in der Hertner uns seine Ansichten vorträgt. Ich hatte nur den Wunsch, einen breiten Leserkreis, der im Gewirre der socialen Fragen einen Führer zu haben verlangen dürfte, auf ein Buch aufmerksam zu machen, das zu den besten in seiner Art gehört.

Wien. Professor von Philippovich.
B. Milliet: Glossen zur Statistik des Alkoholismus. Fern. Stämpfli & Cie. 1894. 20 S.

In einem vor Statistikern gehaltenen Vortrage mahnt M. an die Pflicht des statistischen Producenten, den Consumenten über die Unzulänglichkeit des Productes nicht im Dunkeln zu lassen. Schlagend erörtert er am Beispiele der Alkoholstatistik die methodologischen Fehler, die bei statistischen Operationen immer von Neuem begangen werden und diese in wachsenden Mischcredit bringen. Die meisten der gangbaren Vergleiche über den Alkoholconsum in verschiedenen Perioden, Ländern oder Landestheilen seien durchaus wertlos und die Statistik werde zur Handlangerin irgend einer petitio principii mißbraucht. Besonders in der Statistik des Consums des Alkoholsconsums auf Verbrechen und Vergehen werden wahre „Fehlerorgien“ gefeiert. Die Ausführungen M's seien hiemit jedermann wärmstens empfohlen, der sich ins Zahlengestrüpp der Statistik hineinbegibt; einen zuverlässigeren Führer und Warner wird er kaum finden als M., der Vorstand der schweizerischen Statistik gewesen und Director des eidgenössischen Alkoholmonopols noch ist.

Die Theater Wiens. Heft I und II. Wien, Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst“ gibt ein Werk über „Die Theater Wiens“ heraus, das „ein möglichst getreues Bild der Entwicklung und Entfaltung des Wiener Bühnenwesens, von dessen Anfängen bis auf die neuere Zeit, ein künstlerisch belebtes und reich ausgestattetes literarisches Denkmahl der Theaterstadt Wien bieten soll.“ Es sind sechs Bände, zu je sieben Heften, gedacht. Der erste wird die Entwicklung der Wiener Bühnen bis zu den Anfängen der Burg, der zweite die Geschichte der Burg, der dritte das neue k. k. Hofburgtheater, der vierte die Oper, der fünfte das Carltheater, der sechste das Theater an der Wien schildern. Oscar Teuber, der Chronist des Prager Theaters und Kritiker des Fremdenblattes, redigirt das Werk mit Professor Dr. Josef Bayer und dem Archivar Carl Glossy. Der dritte Band erscheint zuerst: „Das neue k. k. Hofburgtheater als Bauwerk.“ Die Hefte I und II suchen das neue Haus als „das volle zusammengefaßte Ergebnis einer bestimmten Entwicklung“ zu zeigen, indem sie seine Gedanken an ästhetischen Bauten messen, an den Plänen des Pietro Sangiorgi von 1821, dem Mainzer Theater von Georg Moller, dem alten und dem neuen Dresdener Theater, dem Carlseuer Theater von Hübsch, dem Modell eines Münchener Bühnenfestspielhauses von Semper. Dann wird der Streit um das neue Haus erzählt, die Furcht Speidels, daß die „räumlichen Verhältnisse das Burgtheater zwingen würden, seinen bisherigen Charakter aufzugeben“, die Klagen der Schauspieler, während in den Commissionen Dingestüß, nur auf Gewalt und Pracht bedacht, unablässig die Bühne immer noch größer wollte, größer sogar, als sie in der That dann wurde. Endlich wird zwischen Semper und Hofenauer geschieden, was jedem an dem Werke gebührt. Gute Radierungen und Gravuren begleiten den reichen Text.

L'art du comédien von C. Coquelin. Paris, Paul Ollendorff. — Das Heft ist die Ausführung einiger Gedanken, die Coquelin vor sechs Jahren als „L'Art et le Comédien“ publicierte. Er wird nicht milde, immer wieder zu behaupten, daß der Schauspieler in der Darstellung der größten Leidenschaften ruhig, kalt und unbewegt zu bleiben hat. Er ist ein Gegner der Naturalisten: ohne Stil gibt es für ihn keine Kunst. Er warnt vor der modernen Sprache, die auf Kosten der Deutlichkeit natürlich sein will: Il ne faut pas parler comme on parle, il faut dire. Auch verlangt er, daß der Schauspieler sich je nach dem Autor verändere; anders ist Voltaire, anders Marivaux zu spielen. Neues bringt das Heft nicht. Hr.

Revue der Revuen.

Das Septemberheft der Berliner „Neuen deutschen Rundschau“ („Freie Bühne“) bringt „Vigilien“ von Stanislaus Przybyczewski, dem wunderlichen Satanisten, der zuerst durch seine „Lobtennisse“ die guten Deutschen erschreckt, ein etwas manierierter Byron des Sphärischen und Herodes, und eine Novelle „Bei Weiden“ von dem Hauptmannianer Georg Hirschfeld. Albert Röll spricht über die „Psychologie des Fanatismus“, und Franz Giesebrecht gibt „Neue Mittheilungen über die Kamerunaffäre“. Außerdem „Kritisches“ von Franz Servas und Felix Hollaender.

Im „Kunstwart“ vom 15. September ist ein Aufsatz über „Die decorative Kunst“ von Oscar Sie und ein Berliner Kunstbrief von Albert Dresdner bemerkenswert.

Die „Neue Revue“ vom 3. October bringt einen Aufsatz von A. Schüller über den „Berein für Socialpolitik“ und einen Aufsatz von Dr. Julius Pap über „Die Aufgaben der modernen Erziehung“.

Die „Revue des Revues“ vom 15. September bringt einen Aufsatz von Professor Ferrero: „Ist die geistige Arbeit angenehm?“ Ferrero behauptet, daß jede geistige Arbeit dem Menschen widerstrebt und es in seiner Natur liegt, sie immer auf das geringste Maß zu reducieren. Er versteht